

Linguistische Diskursanalyse

Die Macht der Sprache und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit
aus der Perspektive einer linguistischen Epistemologie

Dietrich Busse

1 Vorbemerkung

Linguistische Diskursanalyse (gemeint, wie man in meinem Fach zur Vermeidung von Missverständnissen immer hinzufügen muss, im Anschluss an Foucault) transzendiert klar die methodischen Grenzen und Gegenstandsbereiche der sogenannten „modernen“ Linguistik, also die Grenzen, wie sie sich erst in den für diese Disziplin im 20. Jahrhundert so kennzeichnenden Engführungen strukturalistischer, logizistischer und generativistischer Provenienz herausgebildet haben und auch heute noch von zahlreichen Fachvertretern verbissen verteidigt werden. Eher schon ließe sich die Linguistische Diskursanalyse innerhalb der Fachzuordnungen der zumindest in Deutschland einzelsprachlich verankerten „Linguistiken“ einer „Philologie“ in einem umfassenden Verständnis zuordnen. Jedoch hat sich ja gerade die sich als „modern“ verstehende Linguistik überhaupt erst in vehementer Ablehnung und Überwindung der als subjektivistisch verdächtigten klassischen Philologien und einer hermeneutischen Orientierung auf Sprache und Texte entwickelt und als im Fach heutzutage dominant etabliert.¹ Linguistische Diskursanalyse im Anschluss an einen durch Foucault inspirierten Diskursbegriff steht auch heute noch sehr am Rande, wenn nicht aus der Sicht zahlreicher Fachvertreter klar außerhalb der Sprachwissenschaften; in der allgemeinen Sprachwissenschaft ist sie schon gar nicht zu finden.

Worin bestehen eigentlich die theoretischen und methodologischen Differenzen, die die Linguistische Diskursanalyse quasi aus dem Herz des Faches hinauskatapultiert? Diese Frage führt unmittelbar und tief in den Komplex von Fragen, die Anlass und Gegenstand dieses Bandes sind, nämlich das Verhältnis von Wissen und Sprache und die Frage – wenn ich das Insistieren auf dem Thema „Macht“ in diesem Zusammenhang mal so deuten darf –, wie dieses mit grundlegenden Fragen der Soziologie, und hier meine ich vor allem Sozialtheorie und Wissenssoziologie, zusammenhängt. Ich werde auf diese Fragen einige Antworten versuchen, dabei den von mir seit zwanzig Jahren

¹ Wie man im Bemühen um eine gewisse historische Gerechtigkeit zugeben muss, war diese Kritik aus theoretischer und methodologischer Sicht nur allzu häufig auch berechtigt.

vertretenen und weiterentwickelten Ansatz² disziplinär und interdisziplinär einordnen, und dabei zugleich einige der methodologischen und grundlagentheoretischen Fragen berühren, die das Movens dieser Tagung zu sein scheinen.

2 Zwei Perspektiven auf Sprache, Texte, Bedeutungen

Ich beginne mit einer sich auf die fachinterne Situation beziehenden Klarstellung und Unterscheidung von zwei Perspektiven auf Sprache, Texte, Bedeutungen, die sich mehr oder weniger diametral gegenüberzustehen scheinen. Ich nenne sie vorläufig die hermeneutisch-philologische und die gesetzesorientierte Perspektive der Sprachwissenschaft. (Man könnte sie, wären diese Begriffe nicht so erläuterungsbedürftig, in Anlehnung an eine aus der sprachanalytischen Philosophie bekannte Dichotomie auch kurz und knapp einfach „token“- und „type“-Perspektive nennen.) Sogenannte „moderne“ Linguistik ist ihrem Selbstverständnis und der Realität ihres Arbeitens nach auf das Herausfinden allgemeiner Gesetzmäßigkeiten ausgerichtet. Sie sucht nach allgemeinen Regeln, die möglichst abstrakt und umfassend sein müssen, um Gnade vor dem szientistisch gefärbten Blick einer sich am Wissenschaftsverständnis der Naturwissenschaften orientierenden Disziplin zu finden, die nur solche allgemeinen Gesetze überhaupt als „wissenschaftlich“ (und wissenschaftlicher Bemühungen wert) anerkennt. Diese Perspektive, und das sie leitende Wissenschaftsverständnis, greifen tief in die Wahl und Konstitution der zulässigen Gegenstände ein, wirken – will man Foucault zitieren – als wahre und wirkmächtige „Ausschlussmechanismen“ im disziplin-internen Diskurs.

Von der Ebene der als Objekt sprachwissenschaftlicher Forschung überhaupt in Frage kommenden Phänomene aus betrachtet, kann die ganze Geschichte der neueren Sprachwissenschaft(en) als ein fortdauernder Kampf um die Erweiterung der Menge der disziplinären Forschungsgegenstände um immer weitere Phänomenebenen aufgefasst werden. (Wissenschaftshistorisch betrachtet handelt es sich dabei teilweise durchaus um so etwas wie das Bemühen um Rückeroberung von durch die erwähnten Engführungen zuvor ausgeschlossenen Gegenstandsbereichen und Methodenaspekten.) Das begann in den 1960er/1970er Jahren mit der sogenannten „transphrastischen“, also satzübergreifende Einheiten und Beziehungen in den Blick nehmenden Linguistik, aus der dann bald der neue Zweig der sog. „Textlinguistik“ entstand.³ Es setzte sich fort mit dem etwa zeitgleichen, aber schon sehr viel tiefgreifenderen Einschnitt, den die Erweiterung linguistischer Perspektiven um die Gegenstände und Theoreme der sogenannten *Pragmatik* bedeutete. (Und es ist keineswegs ein Zufall, dass auch hier schon der Anstoß von außen, nämlich aus der Philosophie kommen musste.) Es könnte sich fortsetzen,

2 Siehe zu dessen Begründung Busse (1987) und zu dessen Weiterentwicklung die unter Busse und Busse/Teubert notierten Aufsätze im Literaturverzeichnis.

3 Die übrigens in den USA bis heute kaum etabliert ist.

würden sich die (oder eine der) neueren Versionen linguistischer Diskursanalyse nach Foucault langfristig im Fach etablieren lassen. Und es kann derzeit beobachtet werden, wie die sog. „kognitivistische Linguistik“ neue Perspektiven in das Fach einbringt, jedenfalls solange sie nicht szientistisch eingehengt wird, wie es mit aller Macht versucht wird. Während Textlinguistik, Pragmatik und wohl auch kognitive Linguistik mittlerweile wenigstens im Wege friedlicher Koexistenz unter ansonsten verfeindeten Lagern geduldet werden und als Teil des Faches zumindest in der akademischen Lehre wenn nicht überall, so doch an vielen Orten zugelassen sind, kann dies für die Diskursanalyse nicht behauptet werden. Woran liegt das, und was ist das spezifische Merkmal einer Linguistischen Diskursanalyse, das ihr so viel Ablehnung aus dem Fach entgegenschlagen lässt? (Und zwar durchaus nicht nur von Systemlinguisten, sondern auch von Pragmatikern und mitunter sogar von Text- und Soziolinguisten.)

Es liegt nach meinem Eindruck vor allem daran, dass die Linguistische Diskursanalyse stark der zweiten erwähnten theoretisch-methodischen Perspektive zuneigt, die ich etwas vorläufig als hermeneutisch-philologische Perspektive bezeichnet hatte. In Anlehnung an eine Bemerkung des *frame*-Theoretikers und kognitiven Semantikers Charles Fillmore werde ich sie ab jetzt die „interpretative“ Perspektive nennen.⁴ Alle verschiedenen Strömungen der sogenannten „modernen“ Linguistik kommen in einem entscheidenden Aspekt zusammen: dem Bemühen, ihre Forschung (wenn schon nicht in der Realität, dann doch im theoretischen und methodischen Anspruch und Selbstverständnis) von jeglicher Anmutung von „Interpretation“ freizuhalten. Dem scheinbar Subjektiven eines verstehenden Ansatzes soll das scheinbar Objektive sogenannter Gesetzmäßigkeiten (Regeln, Normen), den scheinbar zufälligen Merkmalen des Einzelfalles soll das überindividuelle Allgemeine abstrakter Regelmäßigkeiten gegenübergestellt werden.⁵ Die Dominanz gesetzesbezogener Perspektivik hat sich in der linguistischen Forschung und Theoriebildung derart verfestigt, dass auch Vertreter der neuen, theoretisch und methodisch mit der Systemlinguistik durchaus konkurrierenden Arbeitsfelder (wie Textlinguistik und Pragmatik) sich die gnädige Zulassung als peripherer, aber geduldeter Randbereich des Faches zumeist durch Anverwandlung ihrer Zielsetzungen an das Diktat szientistischer Gesetzesorientierung erkaufen haben.⁶

4 Siehe Fillmore (1977) und (1982).

5 Nur nebenbei bemerkt: Es ist eines der großen Rätsel der Fachgeschichte, warum formalistisch orientierte Linguisten aus dem Streben nach dem Erkennen und Erklären von sprachlichen Gesetzmäßigkeiten auf allen Ebenen der Sprache nie den eigentlich zwingenden Schluss gezogen haben, nach einer überzeugenden theoretischen Begründung, für die ja zum alleinigen Gegenstand der Linguistik erhabenen allgemeinen Regeln zu suchen. Eine solche Theorie existiert in der Linguistik schlichtweg nicht; noch nicht einmal eine auch nur irgendwie erkennbare Einsicht der Notwendigkeit, eine solche allgemeine Theorie zu entwickeln, die aus meiner Sicht eine Theorie von Konventionen oder Regeln sein müsste.

6 Interpretative Aspekte wurden, um diese Zulassung durch den Mainstream zu erreichen, meist gekappt oder wenigstens gut im Kleingedruckten versteckt.

Innerhalb der Einzelsprachphilologien fiel darum die interpretative Perspektive, nachdem sie von den Sprachwissenschaften freiwillig mehr oder weniger vollständig aufgegeben worden war, ausschließlich oder überwiegend in die Domäne der Literaturwissenschaftler (einschließlich der Mediävisten). Die Aufspaltung der philologischen Fächer auf zwei als strikt konträr empfundene Fachverständnisse – was sich auswirkt darauf, was jeweils bei Gegenstandswahl, Methoden, theoretischen Begründungen noch als zulässig empfunden wird – hat wesentlich zur völligen Entfremdung zwischen den Teildisziplinen der Sprachfächer beigetragen, wie sie heute konstatiert werden muss.⁷

Worum geht es also im Kern? Meine kursorisch eingeführte Redeweise von einer „interpretativen Perspektive“ ist wohl selbst interpretationsbedürftig, da für Missverständnisse anfällig. Diskursanalyse hat stets mit spezifischen Konstellationen des Wissens zu tun. Bei Foucault kann ich keinerlei Hinweise darauf entdecken, dass es ihm auch nur in irgendeinem vertretbaren Sinne um so etwas gegangen sei, was man mit dem szientistischen Verständnis von „Gesetzmäßigkeiten“ in Übereinstimmung bringen könnte. Vielmehr ist Diskursanalyse Teil einer Genealogie des gesellschaftlichen Wissens, und damit historisch. Historische Wissenschaften sind aber verstehende und erklärende Wissenschaften, jedoch keine Gesetzeswissenschaften im strikten Sinne.⁸ Auch die Literaturwissenschaft hat es in den allermeisten Fällen eher mit einzelnen Texten, Autoren, Epochen zu tun und strebt in der Regel nicht nach dem Formulieren allgemeiner, den Naturgesetzen ähnelnder Gesetzmäßigkeiten. Zwar geht es hier, wie auch in der Genealogie Foucaults, durchaus um das Erkennen von Strukturen und Regelmäßigkeiten, doch haben diese grundlegend einen anderen Status als das, wonach die meisten szientistisch denkenden Linguisten streben.

Das Bemühen einer Diskursanalyse nach Foucault ist im Kern verstehend, weil es Wissensvoraussetzungen expliziert für das, was als „Aussagen“ (*énoncés* oder *énonciations*, wie man will), als Aussagestrukturen, Aussagespuren und Voraussetzungen der Aussagbarkeit in Diskursen in Erscheinung tritt. Explikation von Wissensvoraussetzungen – nichts anderes leistet aber die Hermeneutik, wenn man nur Schleiermacher richtig liest. Auch wenn Diskursanalyse selbstredend mehr und durchaus anderes ist als traditionelle Hermeneutik, kommt sie doch nicht darum herum, dass sie mit der Hermeneutik viele Voraussetzungen und Charakterzüge teilt. Da Diskursanalyse als Korpus (wie wir Linguisten sagen, d. h. als Material, das der Analyse als Objekt dient) vorrangig Texte vorliegen hat (oder, wenn man diese Eingrenzung nicht akzeptiert, kulturelle Artefakte, von denen die Texte aber immer den Löwenanteil ausmachen), müssen die

7 Die Entfremdung geht so weit, dass selbst in einem so umgrenzten Gebiet wie der Diskursanalyse Literaturwissenschaftler meistens schlicht nicht zur Kenntnis nehmen, welche Beiträge zu diesem gemeinsamen Interessengebiet von Sprachwissenschaftlern geleistet wurden, obwohl diese – zumindest in der Germanistik – noch vor ihnen auf diesem Gebiet gearbeitet haben. Auch diese mangelnde Kenntnisnahme muss Gründe haben, die über die üblichen akademischen Eitelkeiten, wonach man sich gerade von den Nachbarn am meisten distanziert, denen man inhaltlich am nächsten steht, hinausgehen.

8 Auch wenn Karl Marx mal anderes behauptet hat.

leeren physikalisch präsenten Formen der Texte (wie übrigens auch die Artefakte) erst einmal je für sich mit Sinn gefüllt, mithin interpretiert, gedeutet werden, bevor eine diskursanalytische Arbeit überhaupt erst anfangen kann. Natürlich wirkt sich eine kompetente diskursanalytische Herangehensweise wiederum auf die Interpretation, das Verstehen der Texte oder Artefakte aus, kann diese verändern, differenzieren, ggf. auch korrigieren.⁹

Insofern eine interpretative Perspektive auf Texte und kulturelle Artefakte letztlich immer darauf zielt (zielen muss), das zum Füllen der leeren Formen benötigte Wissen zu explizieren, ist sie immer auch eine Form der Wissensanalyse, ist mithin Teil dessen, was ich als „*Epistemologie*“ bezeichnen würde (wenn man diesen Terminus ernst und in seinem ursprünglichen Sinne nimmt, und ihn nicht, wie leider im englischen und französischen Sprachgebrauch heute weithin üblich, auf bloße Wissenschaftsgeschichte verkürzt). Diskursanalyse ist damit immer Teil einer Exploration der Episteme, ihrer Strukturen und Bedingungen, mithin ebenfalls Teil einer Epistemologie; linguistische Diskursanalyse kann man dann als Teil einer linguistischen (oder präziser: linguistisch fundierten) Epistemologie verstehen.

Die linguistischen Mainstream-Positionen gleich welcher Provenienz (strukturalistisch, logizistisch, generativistisch) negieren für gewöhnlich jeglichen epistemologischen Einschlag sprachwissenschaftlicher Forschung oder reduzieren ihn gerne, wenn sie überhaupt davon explizit sprechen, auf kognitive Strukturen, die fälschlich für angeboren gehalten werden. Sie negieren daher den kulturalistischen Einschlag, den jede linguistische, vor allem aber jede semantische Analyse notwendig haben muss. Sie formulieren ihre abstrakten Regeln und Gesetzmäßigkeiten gewöhnlich, ohne sich die Frage zu stellen, in welcher Weise diese im Wissen der einzelnen sprachbenutzenden Individuen gegeben sind. Sie stellen noch nicht einmal die Frage, in welcher Weise diese Regeln in der die Einzelsprache tragenden Sprachgemeinschaft gegeben sind, was sie entstehen lässt, was sie stützt, was sie verändert.

Linguistische Diskursanalyse und Mainstream-Linguistik trennen aber nicht nur die unterschiedlichen methodischen Konzeptionen und Zielstellungen. Sie werden getrennt durch die jeweilig divergenten Einstellungen zu einem Aspekt, der tief in die sprachtheoretischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen hineinführt, also Themen, die Mainstream-Linguisten für gewöhnlich gar nicht zu reflektieren pflegen. Es geht um den Einfluss, den Sprache, den Begriffe, Aussagen, Texte auf dasjenige haben, was wir für die Wirklichkeit halten. Diese Wirklichkeit wird, dem allgemeinen gesellschaftlichen common-sense-Denken folgend, von Sprachwissenschaftlern üblicherweise als „außersprachliche Wirklichkeit“, als „Weltbezug“ oder ähnliches konzipiert. Daran hat auch die in der heutigen kognitiven Linguistik und in Teilen der Logik übliche Redeweise von den „möglichen Welten“ nichts grundsätzlich geändert. Was sich geändert hat ist nur,

9 Diese Art von verbesserter Einsicht nannte man in den 1960er Jahren übrigens einen „hermeneutischen Zirkel“ (obwohl besser von einer „Spirale“ zu sprechen wäre).

dass die als kategorial behauptete Differenz zwischen vormalig „der Welt“ („der außersprachlichen Wirklichkeit“) und „der Sprache“ sich verlagert hat auf die nunmehr behauptete kategoriale Differenz zwischen „der Sprache“ und „dem Denken“. Beides wird jeweils als kategorial elementar verschiedene Entitäten begriffen, die allerhöchstens durch eine Repräsentations-Beziehung miteinander verknüpft sind, aufeinander verweisen. Dass dasjenige, was da „Welt“, „Wirklichkeit“, oder „Denken“, „Begriffe“, „Konzept-System“, „enzyklopädisches Wissen“ genannt wird, elementar und von den tiefsten Ursprüngen her sprachlich vermittelt, durch Sprache (Zeichen, Texte) konstituiert ist, das ist in Sprachwissenschaft und Logik keineswegs Allgemeingut, sondern wird weit überwiegend vehement bestritten.

Da nach meiner Auffassung eine Diskursanalyse aber grundsätzlich nicht möglich ist, die die sprachliche Verfasstheit des Wissens negiert oder auch nur vernachlässigt, ergibt sich auch in dieser Hinsicht eine fundamentale Differenz zwischen Linguistischer Diskursanalyse und den meisten anderen sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Theorien und Wissenschaftsauffassungen.¹⁰

3 Sprache und Wissen: Systematische und sozialtheoretische Aspekte

Wenden wir uns von der Frage der wissenschaftssystematischen und grundlagentheoretischen Positionsbestimmung der Diskursanalyse ab und der Frage zu, welche Erkenntnisse und Annahmen die für die Diskursanalyse fundamentale These der sprachlichen Konstituiertheit des gesellschaftlichen Wissens stützen können. Dabei wird es implizit immer auch um die Frage nach der gesellschaftlichen Konstituiertheit des Wissens gehen und die Frage, wie und warum gesellschaftliche und sprachliche Konstituiertheit des Wissens aufs engste (das heißt: untrennbar) miteinander verbunden sind.

Sprachliche Zeichen sind von Menschen hervorgebrachte, sinnlich wahrnehmbare physische Erscheinungen, die deswegen so etwas wie „Bedeutung“ vermitteln können (und damit als Mittel der Kommunikation dienen können), weil in der sozialen Gemeinschaft, in der diese Zeichen als Kommunikationsmittel dienen (d. h. in der und für die sie entstanden sind) Regeln dafür existieren, mit welchen Bedeutungen welche Zeichen üblicherweise verbunden (bzw. zu verbinden) sind. Diese Regeln sind sozial gewachsen, haben somit (und reflektieren) eine Geschichte (eine Kommunikationsgeschichte). Die Bedeutungen sind dabei nicht quasi selbstläufig gegeben, sondern müs-

10 Diese Differenz prägte auch schon die Position der avancierten Formen einer Begriffsgeschichte, wie sie unter den Historikern vor allem Reinhart Koselleck mit den „*Geschichtlichen Grundbegriffen*“ favorisiert hatte, innerhalb ihres eigenen Fachzusammenhangs. Die Ablehnung, die der Begriffsgeschichte als historischer Methode im eigenen Fach entgegengebracht wurde, ist in ihrer Vehemenz m. E. nur dadurch zu erklären, dass diese fundamentale Frage der sprachlichen Konstituiertheit historischer Realität, die in der Begriffsgeschichte Kosellecks explizit oder implizit immer schon mitbehauptet war, völlig kontrovers betrachtet wurde.

sen im Interpretationsakt jeweils Fall für Fall erst durch die Zeichenrezipienten hervor- gebracht werden.¹¹

Als kommunikative Zeichen unterscheiden sich sprachliche Zeichen von anderen kulturellen Artefakten und anderen sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen, die eben- falls Objekte von Deutungsakten werden können, dadurch, dass sie ausschließlich, zu- mindest aber typischerweise (und damit weit überwiegend) zum Zwecke solcher Deu- tungsakte hervorgebracht werden, und daneben in der Regel keine anderen Zwecke erfüllen sollen. Sprachliche Zeichen können in einer gegebenen sozialen Gemeinschaft gedeutet werden, weil es in dieser Gemeinschaft ein Wissen darüber gibt, mit wel- chen Ausschnitten bzw. Elementen (oder Kombinationen von Elementen) des in die- ser Gemeinschaft vorhandenen Wissens die einzelnen Zeichen (und Zeichenkombina- tionen) verbunden werden können. Dass bestimmte physische Zeichen regelmäßig mit bestimmten Ausschnitten des Wissens verbunden werden können (und müssen), und zwar solchen Ausschnitten des Wissens, die sich nicht unmittelbar aus ihrer physischen Gestalt ergeben bzw. ableiten lassen, macht gerade ihre Zeichenhaftigkeit aus.

Nun ist es nicht so, dass das Wissen, das aktiviert werden muss, wenn die Zeichen einen Sinn haben sollen, autonom und unabhängig von diesen Zeichen existiert. Es ist vielmehr entstanden, gerade weil es Zeichen gibt, mit deren Hilfe die Menschen in einer sozialen Gemeinschaft die zunächst je individuelle Erfahrung bestimmter gleicharti- ger Sinnesdaten erinnerbar, und damit kognitiv verfügbar, und damit überhaupt erst kommunizierbar gemacht haben. Wie der Gedächtnisforscher Frederic C. Bartlett (1932) schon früh gezeigt hat, sind die Erinnerungsleistungen, die Voraussetzungen dafür sind, dass so etwas wie Zeichen und Zeichenbedeutungen überhaupt erst entstehen können, zu Schemata geformt, d. h. zu relativ festen Fügungen einer bestimmten Gruppe von Einzeldaten, die nicht die Gesamtheit der ursprünglich sinnlich wahrnehmbaren Ge- genstands- oder Sachverhalts-Details kognitiv verfügbar, damit kognitiv prozessier- bar und überhaupt erst erinnerbar machen, sondern nur bestimmte Grundstrukturen, denen bereits eine Auswahl aus der Gesamtheit der prinzipiell verfügbar gewesenen Welt-Details zugrunde liegt. Dieser Prozess der Schematisierung (man könnte ihn auch den gedächtnistechnischen oder kognitiven Prozess der Reduktion von Komplexität nennen) ist aber nun, so konnte Bartlett an zahlreichen Experimenten zeigen, von An- fang an durch Interessen und Zwecke der die Schematisierungen vornehmenden Indivi- duen geprägt. Es entstehen durch diese Schematisierungen prototypisch verkürzte oder kondensierende Wissensstrukturen, in die über die Interessen- und Zweck-Abhängig- keit das Moment des Sozialen von allem Anfang an eingeschrieben ist.

Solche Schemata verfügbaren Wissens (die in der heutigen Forschung oft *Frames* oder *Wissensrahmen* genannt werden) können, wenn sich ihr System in einer sozialen Gemeinschaft durch häufige kommunikativ veranlasste Aktivierung verfestigt hat, in

11 Dies gilt auch dann, wenn diese Interpretationsakte, wie viele anderen Formen von Alltagshandlungen einschließlich sozialer Handlungen hochgradig „automatisiert“ sein können.

gewissem Umfang auch ohne den Gebrauch ganz bestimmter Sprachzeichen erinnert werden, solange sie im Schnittpunkt mehrerer Sprachzeichen (oder Sprachzeichenketten) stehen. Dadurch kann der falsche Eindruck entstehen, diese Schemata hätten eine von den Sprachzeichen, die sie ursprünglich erst erinnerbar und damit als Schemata möglich gemacht haben, unabhängige Existenz, als könnte „das Denken“ unabhängig von „der Sprache“ betrachtet werden, als gebe es eine „Wirklichkeit“ (*als Wirklichkeit*) unabhängig von den sie eigentlich als solche erst konstituierenden sprachlichen Mitteln. In heutigen Schema- oder Frame-Theorien wird davon ausgegangen, dass solche Schemata (Frames) im Prozess der kulturellen Entwicklung zunehmend differenziert werden können.¹² Das heißt aber auch, es gibt nicht den einen Rahmen (das eine Schema), der (das) einen bestimmten Weltausschnitt umfassend repräsentiert. Vielmehr sind Schemata Angelegenheiten der Perspektivierung, von Aspekten, und können daher im Prinzip unendlich vermehrt (und ausdifferenziert) werden.¹³

Aus all dem wird man quasi notwendig die Schlussfolgerung ziehen müssen, dass das Phänomen der „Bedeutung“ von Sprachzeichen (Texten) nicht ohne den Einbezug des zum „Verstehen“ der Zeichen im kommunikativen Verkehr notwendigen Wissens in seiner gesamten verstehensermöglichenden Breite erklärt (und auch nicht deskriptiv angemessen erfasst) werden kann. Semantische Beschreibung ist in dieser Sichtweise (die ich persönlich für prinzipiell unhintergebar halte) tendenziell gleichbedeutend mit der Explikation des jeweils verstehensrelevanten Wissens in seiner Gesamtheit. Wie ich an verschiedenen Stellen bereits ausgeführt habe, behandelt die linguistische ebenso wie die logisch-philosophische Semantik stets nur einen (relativ kleinen) Ausschnitt des verstehensrelevanten Wissens. In diesem Zusammenhang habe ich für die Mainstream-Theorien der linguistischen und logischen Semantik die Metapher der „Eisbergspitzen“-Semantik verwendet.¹⁴ Der Linguist Charles Fillmore (einer der Begründer der Frame-Semantik) hat an unzähligen Beispielen immer wieder nachgewiesen, wie tief das nicht offensichtliche, in üblichen semantischen Beschreibungen wie auch in den linguistischen Theorien nicht berücksichtigte Frame-Wissen auf allen Ebenen der Organisation von Sprache (bis tief in die Syntax hinein) eingreift. Frame-Semantik (oder schematheoretische Semantik) dient daher unter anderem auch dazu, zur Beschreibung desjenigen (meist weitaus größeren) Teils des verstehensrelevanten Wissens ein Erfassungs- und Beschreibungsformat bereitzustellen, das in üblichen semantischen Beschreibungen und Theorien schlicht übersehen wurde.

12 Vgl. dazu Barsalou (1992). Zu einer Frametheorie, die integrationsoffen bleibt für die Ziele der Diskursanalyse, vgl. die Arbeiten von Ziem (2006a, 2006b, 2007, 2008) sowie Busse (2012).

13 Man wird dann wissenstheoretisch gesehen Schichten von Schemabildungen, bzw. Schichten von Wissen annehmen müssen, die gesellschaftlich gesehen an Funktionsgruppen und deren Unterschiede, z. B. „Experten“ vs. „Laien“ gebunden sind, mithin also ein wissenssoziologisch beschreibbares Phänomen.

14 Spätestens seit dem Untergang der „Titanic“ wissen wir aber, wie es um das – auch quantitative – Verhältnis des Offensichtlichen zum Nicht-Offenkundigen, aber ebenso Wirklichkeitsrelevanten bestellt ist.

Natürlich sind kognitive Schemata oder Frames nicht nur relevant für die Erklärung und Beschreibung des Verstehens bzw. der Interpretation sprachlicher bzw. kommunikativer Zeichen. Da Frames das Format des gesamten Wissens darstellen, ist auch die Deutung nicht-zeichenhafter Deutungsobjekte (seien es kulturelle Artefakte oder naturgegebene Gegenstände/Sachverhalte) frame-gestützt. Für die Erzielung des jeweiligen kognitiv/epistemischen Gewinns ist es gleichgültig, ob jemand mir mit Worten sagt „*Es hat geregnet*“, oder ob er mit einer Zeigegeste aus dem Fenster weist, wo ich, wenn ich herausgefunden habe, wohin ich blicken soll, das nasse Straßenpflaster sehe, oder ob ich von mir aus aus dem Fenster schaue und die Nässe auf der Straße erblicke. Die Menge der für den kognitiven Effekt zu aktivierenden epistemischen Schemata (frames) ist zu einem großen Teil identisch (wie auch ein größerer Teil der vorzunehmenden logischen Verknüpfungen zwischen einzelnen der deutungsrelevanten Frames). Wenn Berger/Luckmann¹⁵ mit einem schönen Beispiel sagen, dass der auf den Kopf eines Demonstranten herabsausende Polizeiknüppel als Argument dieselbe Kraft haben kann, wie die im verbalen Diskurs vorgebrachten Argumente, und damit implizit zu erkennen geben, dass dieser ebenso gesellschaftlichen Sinn transportieren kann wie irgendeine Ansammlung von Wörtern, dann hat diese Beobachtung ihren Grund eben in der Tatsache, dass die Prozesse der Aktivierung von schemagesteuertem Wissen ganz verschiedenartige Auslöser haben können. Dennoch würde ich daran festhalten wollen, dass alle komplexeren Formen gesellschaftlichen Wissens letztlich kommunikativ, und das heißt eben typischerweise in zeichengestützten sprachlichen Prozessen konstituiert worden sind und immer wieder neu bestätigt werden müssen.¹⁶

Sprachliche Zeichen – sind sie einmal in einer sozialen Gemeinschaft als solche (und das heißt wohl auch notwendig: innerhalb eines systematisch gegliederten Zusammenhangs einer größeren Menge von Zeichen verschiedener Funktionalität) etabliert – also einmal etablierte sprachliche Zeichen evozieren Frames (oder Frame-Komplexe). Sie aktivieren (oder, wie man zur Vermeidung einer problematischen, weil aktivistischen und anthropomorphisierenden Metaphorik vielleicht sagen sollte: regen an zu aktivieren) Sektoren und – da sie als vereinzelte Wortzeichen kaum je vorkommen, in ihrer unvermeidlichen Kombination – ganze Agglomerationen von Wissen. Sie stellen, wie man auch sagen könnte, die Interpretation der jeweiligen Zeichen (bzw. kommunikativen Handlung) in einen bestimmten epistemischen/kognitiven Kontext. Man kann dies als den Prozess einer epistemischen Kontextualisierung bezeichnen.¹⁷ „Kontextualisierung“ wäre in dieser Sichtweise nichts als ein anderes Wort für „Verstehen“. Allerdings erschöpft sich die Funktion der Zeichen keineswegs in dieser evokativen Leistung. Darüber hinaus können Zeichen auch Wissen, Wissensrahmen induzieren, es sozusagen

15 Vgl. Berger/Luckmann (1969: 117).

16 Diese Grundannahme darf einen aber keineswegs zu dem Missverständnis verleiten, dass das gesamte menschliche Wissen restlos sprachlich konstituiert sei.

17 Vgl. dazu näher Busse (2007).

mit erzeugen. Dieser Vorgang kann in einem Frame-Modell des verstehensrelevanten Wissens recht einfach erklärt werden.

Nach Auffassung der Frame-Theoretiker (vgl. etwa Barsalou 1992) erfolgt jede Wissenserweiterung als Ausdifferenzierung vorhandener Frames. Frames stellen (vereinfacht gesagt) Wissensstrukturen dar, die eine Kategorie mit bestimmten Attributen verknüpfen, die jeweils mit bestimmten konkreten Werten gefüllt werden können. (In anderen Frame-Theorien heißen die Attribute „Leerstellen“ oder „slots“ und die Werte „Füllungen“ oder „fillers“.) Die Zahl und Art der Attribute eines Frames ist aber nicht für immer festgelegt, sondern kann variieren. So können z. B. neue Attribute hinzukommen. Damit aber neue Attribute zu einem vorhandenen Frame hinzugefügt werden können, müssen sie konzeptuell bereits vorhanden sein, d. h. sie werden aus vorhandenem Wissen (aus vorhandenem „konzeptuellem Material“) gebildet. Da Konzepte aber zu ihrer stabileren längerfristigen Existenz (die nur möglich ist, sofern sie über die Eigenschaft der Kommunizierbarkeit verfügen) der Stütze in sprachlichen Zeichen bedürfen, sind neue Attribute in aller Regel fundiert in verfügbaren Sprachzeichen. Der Wissenserzeugungs- (oder Wissenserweiterungs-)effekt, der in der Form der Erweiterung eines Frames um neue Attribute stattfindet, kann daher auch als ein Effekt der („erstmaligen“) Kombination vorhandener Konzepte/vorhandener Zeichen mit einem „neuen“ Frame“ aufgefasst werden, mit dem sie bisher epistemisch bzw. kognitiv noch nicht in Verbindung gebracht wurden. Landläufig nennt man so etwas heute „Synergie-Effekte“. Die gesamte Sprachgeschichte, der Bedeutungswandel, ist letztlich nichts anderes als semantische Ausdifferenzierung vorhandenen Zeichenmaterials durch Bedeutungserweiterung, Bedeutungsübertragung, Bedeutungsspezialisierung und Bedeutungs-differenzierung. Was hier semantisch beschrieben ist, kann man ebenso gut epistemologisch oder kognitionsbezogen beschreiben als Attributerweiterung oder Attributübertragung, mithin als Prozesse der zunehmenden Frame-Differenzierung. Sprachliche Zeichen *evozieren* mithin nicht nur vorhandenes Wissen, sondern *induzieren* neues Wissen. Der Prozess der Wissensvermehrung durch Attributvermehrung in Frames kann prinzipiell ad libitum weitergeführt werden, da jedes Attribut selbst den Kern eines neuen Frames darstellt, zu dem wiederum Attribute gebildet werden können usw.

Wir haben bisher nur die sprachliche, zeichenbezogene Seite der Konstitution neuen Wissens (mithin: von „Wissen“ und „Wirklichkeit“ überhaupt) betrachtet. Es ist aber notwendig, auch die soziale Seite dieses Prozesses noch stärker in den Fokus zu nehmen. Es geht also, neben der bereits diskutierten *sprachlichen* Konstitution des Wissens, um die *soziale* Konstitution des Wissens schlechthin. Beides hängt engstens miteinander zusammen, so dass zunächst einige Worte zu verlieren sind über die soziale Konstitution von Sprache, von Zeichen selbst. Was wir ein „sprachliches Zeichen“ nennen, kann in epistemologischer Hinsicht beschrieben werden als ein als Ergebnis innergesellschaftlicher Kommunikation entstandenes Wissen darüber, zur Evokation welcher Wissens-segmente (welcher Frames bzw. Frame-Komplexe) ein physischer „Zeichenausdruck“ in

dieser sozialen Gemeinschaft (und dem gegebenen und in der Regel voraktivierten epistemischen Kontext) üblicherweise verwendet wird.

Unser Wissen um die „Evokationskraft“ eines sprachlichen Zeichenausdrucks (um seine „Bedeutung“) ist daher gleichzusetzen mit unserem Wissen über erfolgreiche frühere Fälle der Wissensaktivierung mithilfe eben dieses Zeichenausdrucks. Wir greifen, wie es der Konventionstheoretiker D. K. Lewis (1969) gezeigt hat, immer auf eine ganze Klasse von Präzedenzfällen zurück. Jeder einzelne Präzedenzfall einer vorherigen Zeichenverwendung ist aber ein Fall von Kommunikation zwischen Angehörigen einer sozialen Gemeinschaft, oder, allgemeiner gesprochen, von sozialer Interaktion. Damit basiert die Klasse der Präzedenzfälle, auf denen die Zeichenverwendungskonvention beruht, auf einer Menge von einzelnen Fällen sozialer Interaktion. Für diese soziale Interaktion ist, sobald eine soziale Gemeinschaft so etwas wie „Schrift“ entwickelt hat, eine Kopräsenz der Interaktionsbeteiligten keineswegs mehr notwendig. Dennoch bleibt es weiterhin elementar wichtig, dass die Beteiligten die sprachlichen Zeichen *als* Bestandteile einer sozialen Interaktion deuten. Diese Eigenschaft sprachlicher Zeichen ist nicht hintergebar. Das soll heißen, dass symbolische Zeichen unvermeidlich sozial sind, der Sphäre sozialer Interaktion angehören.

Eine Fundierung des Zeichenbegriffs in der sozialen Interaktion, die – wie gezeigt – unvermeidbar ist, darf jedoch nicht vorschnell subjekttheoretisch oder Individuenüberhöhend missverstanden werden. Aus einem interaktionstheoretischen Ansatz folgt keineswegs zwingend ein subjektphilosophischer Ansatz. Weshalb? Epistemologisch gesehen ist das Wissen um das Evokationspotential sprachlicher Zeichen ein soziales Wissen, das sich auf Kommunikationserfahrungen in einer gegebenen sozialen Umgebung (manchen mag dafür der Begriff „Gemeinschaft“ schon zu stark sein) stützt. Kommunikationsakte (im sprachlichen Falle realisiert als Zeichenverwendungsakte) werden im Interaktionsprozess interpretiert im Hinblick auf kommunikative Intentionen, die vom Rezipienten/Verstehenden demjenigen, der die Zeichen physisch artikuliert hat, unterstellt werden. Da einzelne Individuen in der Regel über die epistemische Ausstattung anderer Individuen nur höchst unsicheres (indirektes) Wissen haben (das über den Status der „Vermutungen“ bzw. des „für wahrscheinlich Haltens“ kaum jemals hinausgeht), sie aber gleichwohl zum Zwecke des Verstehens der im Zuge des aktuellen Falles kommunikativer Interaktion wahrgenommenen Zeichen (Zeichenkomplexe) je spezifische Wissenskonstellationen aktivieren (können) müssen, greifen sie in der Regel auf das zurück, was der Sozialpsychologe George H. Mead mit der Denkfigur des „Generalisierten Anderen“ bezeichnet hat.¹⁸ Man könnte diesen Vorgang epistemologisch auch als eine rezipientenseitige Schlussfolgerung folgender Art beschreiben: *„Der andere hat in dem gegebenen (voraktivierten) Wissenskontext mir bekannte Wörter in einer mir bekannten Form der Kombination verwendet. Wenn ich selbst diese Wörter in dieser Kombination in diesem Kontext verwendet hätte, hätte ich damit X gemeint. Also wird wohl auch der an-*

18 Mead (1934: 152 ff.).

dere damit X gemeint haben, solange mir keine Informationen vorliegen, die dagegen sprechen.“ Die Figur des „Generalisierten Anderen“ wäre daher wissenstheoretisch präziser als Figur des „Generalisierten Selbst“ („me“ bei Mead) zu bezeichnen, und zwar eines generalisierten Selbst, das zum „Anderen“ (oder, anders gesagt, zum „sozialen Allgemeinen“) hypostasiert und den konkreten Anderen unterstellt wird.

Dass dieses „generalisierte Selbst“ selbst wieder unhintergebar sozial überformt ist, liegt nicht nur am Prozess der Kommunikation (der sich in der Kommunikation entfaltenden sozialen Interaktion), sondern an der Tatsache, dass das einzelne Individuum in das gesellschaftlich konstituierte Wissen hineingeboren und hineinsozialisiert wird. Die gesamte epistemische Ausstattung eines im sozialen Kontakt aufwachsenden Individuums ist daher durch und durch gesellschaftlich formiert. Das heißt nicht, dass jeglicher Form von Subjektivität damit der Boden entzogen sei, wie die Möglichkeit von Privatsprachen und einer gegenüber der gesellschaftlichen Normalform verschobenen („verrückten“) individuellen Episteme zeigt. Ein Individuum, das sich in der sozialen Welt (in der Gemeinschaft) behaupten, dort reüssieren will, ist aber bei Strafe des Misserfolgs gezwungen, sich der gesellschaftlich verankerten Relationen zwischen Zeichenausdrücken und Wissenskonstellationen (Frames) zu bedienen.

Zudem gibt es starke (gedächtnistheoretisch gestützte) Indizien dafür, dass bereits bei den Elementarformen der Schemabildung (im individuellen Gedächtnis) soziale Parameter wirksam werden. So konnte bereits Bartlett nachweisen, dass elementare Gedächtnisleistungen durch Interessen und Zwecke überformt werden, die etwas mit dem relevant-Setzen bestimmter unter Hintanstellung anderer Merkmale einer erinnerten Sache oder eines Sachverhalts zu tun haben. Will eine Person einen Sachverhalt erinnern, dann reduziert sie ihn auf diejenigen Aspekte, die für zukünftige Erinnerungsakte relevant sind. Das sind aber zugleich die Aspekte, die im künftigen Leben interessant und wichtig werden könnten. Ereignisse (ebenso wie Dinge) werden also zu prototypischen Wissensstrukturen geformt. In diesem Prozess der Prototypikalisierung (den übrigens später auch Frame-Theoretiker wie Fillmore als konstitutiv für Wissensrahmen beschrieben haben) greifen bereits zum frühestmöglichen Zeitpunkt soziale Parameter ein, da es für das einzelne Individuum aus Gründen der Gedächtnisökonomie (d. h. zur Vermeidung von Doppelspeicherungen) wenig sinnvoll ist, von einem bestimmten Sachverhalt (oder Gegenstand) ein Schema zu bilden, das schlecht kommunizierbar wäre; also wird es ein Schema ausbilden, das eine Chance darauf besitzt, in kommunikativer Interaktion anderen Mitgliedern der sozialen Gemeinschaft vermittelbar zu sein.

Ich breche die sozialtheoretische Reflexion an dieser Stelle ab und fasse den erreichten Stand der Argumentation zusammen: Neben der *sprachlichen* Konstitution des Wissens (d. h. desjenigen Wissens, das in unseren Untersuchungsfeldern stets als das „verstehensrelevante Wissen“ figuriert) kann die *soziale* Konstitution des Wissens als nachgewiesen gelten. Beide hängen engstens miteinander zusammen, da „Sprache“ selbst eine soziale Tatsache erster Ordnung darstellt, wie übrigens schon Saussure her-

vorgehoben hat.¹⁹ Verstehensrelevantes Wissen kann in Form von Frames (Wissensrahmen) rekonstruiert werden, die prototypikalischen Charakter haben und als sozial konstituierte Agglomerationen von Wissen aufgefasst werden können. Sprachzeichen evozieren Frames, tragen aber auch wesentlich dazu bei, neue Frames zu induzieren. Sprachverstehen ist sozial fundiert. Deshalb sollte jegliches subjektivistische Missverständnis des sich in der sprachlichen Kommunikation vollziehenden Prozesses sozialer Interaktion vermieden werden. Intentionen sind im Prozess der kommunikativen Interaktion stets (bzw. weit überwiegend) aus dem allgemeinen sozialen Wissen extrapolierte Unterstellungen, die durch die Interpreten den Zeichenbenutzern zugeschrieben werden, ohne ihr faktisches Vorhandensein überprüfen zu können.

4 Sprache und Wissen: Konsequenzen für die Diskursanalyse

Wie hängen nun die bislang entwickelten Überlegungen mit einer Diskursanalyse im Anschluss an Foucault, zumal einer linguistischen oder linguistisch begründeten Form einer solchen Diskursanalyse, zusammen? Diskursanalyse hat es vielleicht nicht ausschließlich, aber doch weit überwiegend mit sprachlich verfassten Untersuchungsobjekten („Quellen“) zu tun. Will die Diskursanalyse sich von reiner extemporierender Spekulation frei machen, und echte Wissenschaft sein, muss sie in der Lage sein, ihre Erkenntnisse direkt aus dem der Untersuchung zugrunde liegenden Material abzuleiten und mit ihm Punkt für Punkt zu plausibilisieren. Das führt keineswegs zu unbezweifelbarer objektiver Erkenntnis, die es in interpretatorischen Angelegenheiten, zu denen letztlich auch die Diskursanalyse zählt, ohnehin niemals geben kann. Dennoch ist das – in der Regel sprachlich vorliegende – Material der stete Prüfstein und damit Ausgangspunkt jeglicher Analyse. Diskursanalyse ist also zunächst und vor allem Sprachanalyse (oder, wem diese Abschwächung mehr behagt: sprachgestützte Analyse), was ihre Behandlung innerhalb der Sprachtheorie und Sprachwissenschaft rechtfertigt.

Schwieriger als die Frage des Ausgangsmaterials ist schon die Frage zu beantworten, auf welche Erkenntnisobjekte im engeren Sinne die Diskursanalyse zielt. Dies ist weder von dem konkreten Objektzuschnitt noch von der wissenschaftlichen oder sachbezogenen Ebene her eindeutig klar, die der Diskursanalyse zugrunde gelegt werden. So unterschiedliche Entitäten wie „Aussagen“ bzw. „*enoncés*“, „*Aussageereignisse*“ bzw. „*enonciations*“, „*Spuren*“ oder „*Dispositive*“ werden in den verschiedenen Versionen von Diskursanalyse als mögliche Untersuchungsobjekte gehandelt. Hinzu kommt die nicht einfach zu deutende Verortung der Diskurse als einer Ebene, die zwischen Denken und Sprechen liegt, durch Foucault. Auch wenn diese Verortung bei genauerer wissenschaftshistorischer Betrachtung viel von ihrem Rätsel verliert, weil sie vermutlich auf ein reduktionistisches Verständnis von „Denken“, ganz sicher aber auf ein aus heutiger

19 „La langue est un fait social“ Saussure (1967: 18).

Sicht extrem reduktionistisches Verständnis von „Sprache“ zurück zu führen ist, bleibt der wissenschaftliche Sinn und Zweck dieser Neuerfindung noch zu bestimmen. Am plausibelsten ist die Annahme, dass Foucault, ohne dies direkt benennen zu können bzw. über das hierfür notwendige theoretische oder begriffliche Instrumentarium zu verfügen, mit dieser „dritten Ebene“ die Ebene des *Sozialen* im Feld von Wissen und Sprache markieren wollte. Der Diskursbegriff wäre damit eindeutig ein sozialtheoretischer Begriff, die Sozialtheorie und vielleicht auch Soziologie der eigentliche Ort, an dem sich eine Diskursanalyse zu entfalten hätte, wenn, und das muss man kontrafaktisch hinzufügen, die Sozialwissenschaften sich der ihnen hiermit zuwachsenden Bedeutung überhaupt umfassend bewusst wären.

Diese Zuordnung muss aus methodischer Sicht dann aber doch wieder eingeschränkt werden aus Gründen, die sich eben gerade aus der Vermittler- und Zwischenstellung zwischen Denken und Sprechen ergibt, die Foucault für die Ebene der Diskurse reklamiert hat. Diskurse und Diskursanalyse würden sich dann im Schnittfeld von Denkwissenschaften, Sprachwissenschaften und Sozialwissenschaften bewegen. Sie sind weder reiner Gegenstand der Kognitionsphilosophie, noch der Kognitionswissenschaften, noch der Sprachwissenschaften, noch der Wissenssoziologie. In der Sprachwissenschaft werden (bestenfalls) die beiden Sphären *Wissen* (bzw. Denkstrukturen) und *Sprache* zueinander in Beziehung gesetzt, in der Wissenssoziologie die beiden Sphären *Wissen* und *Soziales*, in der Kognitionswissenschaft immerhin meist noch die Sphären *Kognition* und *Sprache*. Allein die Philosophie leistet es sich, von den drei verbundenen Sphären nur die denktheoretisch erklärbare in den Blick zu nehmen, Sprache und soziale Aspekte aber in der Regel völlig auszuklammern.

Kommen wir nach dieser groben Einordnung der Diskursanalyse zurück zur Frage nach ihren eigentlichen Objekten und der damit zusammenhängenden Frage nach den geeigneten Methoden ihrer Erforschung. Foucault fundierte seinen Diskursbegriff und seine Vorstellung von Diskursanalyse (die er ja bekanntlich selbst nie so genannt hat) auf dem Begriff der „*enoncé*“. Ich halte an dieser Deutung der zentralen diskurstheoretischen Schriften Foucaults fest, auch wenn in neueren, vor allem französischen Arbeiten zunehmend der Begriff der „*enonciation*“ als zentral für die Diskursanalyse gesehen wird. Was Foucault mit „*enoncé*“ genau gemeint hat, lässt sich aus seinen Schriften allenfalls interpretativ erschließen, aber nicht mit letzter Eindeutigkeit bestimmen. Er selbst grenzt diesen Terminus ja von benachbarten Termini wie „*Proposition*“, „*Aussage*“, „*Bedeutung*“ und ähnlichem ab (eine Abgrenzung, die man – wie übrigens auch die Abgrenzung der „*Diskurse*“ von „*Denken*“ und „*Sprache*“ – nur dann richtig verstehen kann, wenn man weiß, was sich Foucault unter diesen Nachbarbegriffen jeweils genau vorgestellt hat). Die Frage nach dem Sinn und der Funktion von „*enoncé*“ lässt sich m. E. am besten beantworten, wenn man sie von der Zielsetzung der Diskursanalyse her zu bestimmen versucht.

Zentraler Gegenstandsbereich der Diskursanalyse ist das, was Foucault „*episteme*“ nennt. Dieser Begriff geht bekanntlich auf das griechische Wort ἐπιστήμη (von ἐπίσταμαι

epistamai, „verstehen, kennen, wissen, erkennen“) zurück. Schon im Altgriechischen hat dieses Wort neben der Bedeutung „Wissen“, „Kenntnis“, ausweislich der Lexika die Bedeutung „Wissenschaft“.²⁰ Dies hat dazu geführt, dass in der neueren Diskussion die Begriffe „*Episteme*“ und „*Epistemologie*“ unter starker Bedeutungsverengung verwendet worden sind, um „Wissenschaftliches Wissen“ bzw. „Wissenschaftsforschung“ oder „Erkenntnistheorie“ zu bezeichnen. In dieser Bedeutung ist der Terminus *epistemologie/epistemology* im Französischen und Englischen lexikalisiert. Schaut man sich aber näher an, für welche Bereiche des Wissens sich Foucault interessiert hat, dann kann man feststellen, dass er zwar in „*Les mots et les choses*“ tatsächlich sich auf Wissenschaftsgeschichte beschränkt hat, andererseits aber in „*Surveiller et punir*“ und in „*Folie et déraison*“ ganz andere Bereiche des gesellschaftlichen Wissens in seine Untersuchungen mit eingeschlossen hat, die nicht sämtlich auf „Wissenschaft“ reduziert werden können. Ich schlage daher vor, den Begriff „*epistème*“ auch bei Foucault mit dem allgemeineren Begriff „Wissen“ (ohne Einschränkung auf wissenschaftliches Wissen) zu übersetzen, und folglich auch den Begriff „*Epistemologie*“ mit „Wissenschaft vom Wissen“ (und nicht reduktionistisch mit „Wissenschaftsgeschichte“ oder „Erkenntnistheorie“, die dann jeweils Subdisziplinen einer allgemeinen Epistemologie im vorgeschlagenen Sinne wären).

Geht man also davon aus, dass zentraler Gegenstand der Forschungsinteressen von Foucault das gesellschaftliche Wissen als solches war, seine Entstehung, seine Bewegungen, seine Fortentwicklung, seine Strukturen, seine auf dieses Wissen wirkenden gesellschaftlichen Parameter, dann macht es Sinn, auch den Begriff der „*enoncé*“ bei Foucault im Kontext einer umfassenden Analyse des Wissens zu deuten, die die Grundlagen und Möglichkeitsbedingungen dieses Wissens durchaus mit in den Blick nimmt. Ich begreife also „*enoncé*“ als eine bestimmte Konstellation von epistemischen Elementen, die *als* diese Konstellation an unterschiedlichen Orten, zu unterschiedlichen Zeiten, in unterschiedlichen Kontexten, Zweckeinbindungen, Interessen vorkommen und durchaus auch in unterschiedlicher sprachlicher oder zeichenhafter Gestalt auftreten kann. Da die *enoncés* nicht sozusagen frei flottierend in einem platonischen oder fregeschen Reich der puren Gedanken vor sich hin existieren, sondern notwendigerweise des Ausgesprochen-Werdens, Geschrieben-Werdens, Verstanden- und Gedacht-Werdens bedürfen, müssen sie sich mit den Mitteln der Sprach- bzw. Textanalyse, der Semantik, der kulturellen Interpretation dingfest machen lassen können. In Bezug auf die „*enoncés*“ hat Foucault bekanntlich die vier Kategorien „*Ereignis*“, „*Serie*“, „*Regelmäßigkeit*“, „*Möglichkeitsbedingung*“ eingeführt. Diese vier Begriffe stützen durchaus die Deutung, dass es hier um jeweils spezifische Konstellationen von Wissens-elementen geht.²¹

20 Es ist freilich unklar, was in der gesellschaftlichen Realität des antiken Griechenland mit einem solchen Begriff überhaupt genau gemeint gewesen sein kann. Sicher nicht das, was wir heute darunter verstehen.

21 Solche Konstellationen von Wissens-elementen ließen sich durchaus Frame-theoretisch beschreiben, doch will ich diesen Punkt hier nicht weiter vertiefen.

Mit „*Ereignis*“ ist das plötzliche Hervortreten einer bestimmten Konstellation von Wissenselementen benannt, das laut Foucault trotz aller wirksamen diskursiven Zwänge, deren Mächtigkeit zu beschreiben ja eines seiner Hauptziele war, durchaus ein Moment des Unvorhergesehenen, Kreativen, Nicht-Eingehegten aufweisen kann. Foucault vertritt also trotz der intensiven Beschreibung diskursiver Mechanismen und Zwänge keineswegs einen reinen epistemologischen Determinismus. Man kann dasjenige, was Foucault mit dem „Ereignishaften“ des Auftretens einer „*enoncé*“ meint, recht plausibel mit den im Zusammenhang der Frame-Theorie beschriebenen Synergieeffekten bei Frame-Erweiterungen, Frame-Kombinationen usw. erklären. Die Bildung von „*Serien*“ des Auftretens bestimmter „*enoncés*“ ist dann eine Voraussetzung dafür, dass sich Wissenselemente (oder -Konstellationen) überhaupt im sozialen Raum als verfügbares Wissen etablieren können. Die „*Serie*“ ist dabei zunächst noch rein aus der Perspektive des externen Beobachters erkannt oder beschrieben. Jedoch können „*Serien*“ durchaus auch von den das Wissen tragenden Individuen selbst wahrgenommen werden, weil dies die Voraussetzung dafür ist, dass sich „*Regelmäßigkeiten*“ (im Sinne der dritten von Foucault eingeführten Kategorie) herausbilden können. Regelmäßigkeiten können daher deskriptiv oder aber auch kognitiv, von der Prozessierungsperspektive des Wissens her betrachtet werden.²²

Solche „*Regelmäßigkeiten*“ können sich auf den verschiedensten Ebenen der Organisation diskursiver Einheiten einstellen. Auch eine Zeichenverwendungskonvention (eine „*Bedeutung*“) ist eine „*Regelmäßigkeit*“ im epistemologischen Sinne, und es wird herauszuarbeiten sein, welche Formen von „*Regelmäßigkeiten*“ Foucault im Blick hatte, als er diesen Terminus in Bezug auf Diskurse und die „*enoncés*“ einführte. Schließlich führte Foucault die Kategorie der „*Möglichkeitsbedingung*“ ein, die sich am besten ebenfalls auf epistemologischer Ebene erschließt: Bestimmte epistemische „*Ereignisse*“ (im diskurstheoretischen Sinne) können überhaupt nur eintreten, wenn in einer vorherigen epistemischen Konstellation die Bedingungen dafür geschaffen wurden, dass diese möglich wurden. Auch diesen Effekt kann man frame-theoretisch gut erklären: Ein Synergieeffekt durch eine Interrelation von zwei zunächst distanten Frames (oder Frame-Komplexen) kann nur dann entstehen, wenn diese Frames (oder Frame-Komplexe) im System des geltenden Wissens überhaupt aufeinander beziehbar waren. Diese Bedingung der Aufeinander-Beziehbarkeit muss aber erst geschaffen werden; sie ist logisch und epistemologisch unabhängig davon, ob diese Beziehung tatsächlich hergestellt wird (ob also das „*diskursive Ereignis*“, der „*Synergieeffekt*“ tatsächlich eintritt).

Foucaults diskursbezogene Begrifflichkeit wirft immer wieder die Frage auf, wie sie in eine Methodik umgesetzt werden kann (wobei hier mit „*Methodik*“, da es sich bei der Diskursanalyse um ein interdisziplinäres Unterfangen handelt, zunächst nur eine Art von

22 Mit „*Prozessierung*“ ist hier die Hervorbringung von kulturellen Artefakten, einschließlich vor allem sprachlicher Zeichen und Texte gemeint, die notwendigerweise durch Individuen erfolgt.

„Suchstrategien“ gemeint sein kann). Bei der Suche danach könnten vielleicht folgende Überlegungen (folgende Einteilungsversuche) helfen. Ich unterscheide

- diskursive Ereignisse,
- diskursive Elemente,
- diskursive Strukturen/Relationen/Gefüge,
- diskursive „Constraints“ (wechselseitige Abhängigkeiten),
- diskursive Prozesse (Prozeduren?),

die jeweils in unterschiedlichen Typen oder Formen auftreten können, als

- diskursive Ereignistypen,
- diskursive Elementtypen,
- diskursive Strukturtypen/Relationstypen/Gefügetypen,
- diskursive „Constraint“-Typen ,
- diskursive Prozesstypen (Prozedurentypen?).

Es fehlt hier der Platz, all diese Analysekatogorien ausführlich zu diskutieren, deshalb einige eher kursorische Bemerkungen.

Geht man davon aus, dass es um epistemische Phänomene geht, dann sind diskursive Elemente als epistemische Elemente und diskursive Ereignisse als das konkrete, kontextualisierte und situierte Auftreten epistemischer Elemente aufzufassen. Diskursive Strukturen, Relationen und Gefüge sind einmal die Strukturen diskursiver Elemente selbst; dann aber auch die nicht nur zufälligen Beziehungen, die zwischen diskursiven Elementen oder Gruppen/Teilstrukturen diskursiver Elemente bestehen. Wichtig scheint mir vor allem das zu sein, was in der Sprachtheorie und Linguistik „constraints“ genannt wird. Es handelt sich dabei um wechselseitige Beschränkungen und Abhängigkeiten von Wissenselementen, Aussagen, Wissensstrukturen, nach dem Muster „Wenn Du A sagst (denkst, für wahr hältst), musst Du auch B sagen oder zumindest denken, für wahr halten.“; oder auch als negativer Constraint „Wenn Du A sagst (oder denkst oder für wahr hältst), dann kannst Du nicht zugleich B sagen (oder denken oder für wahr halten).“ Es handelt sich hier um epistemische Beschränkungen, die immer nur in einer bestimmten epistemischen „Welt“ gültig sind. (Moderne Logiker wie auch sich mit Fiktionalen beschäftigende Texttheoretiker sprechen hier von „möglichen Welten“.) Das was man „Logik“ nennt, ist ein Teilbereich solcher Beschränkungen/Abhängigkeiten; Constraints umfassen aber weit mehr als nur die logischen Beschränkungen.²³ Solche epis-

23 Um mal ein aktuelles, etwas banales Beispiel zu nennen: *Wenn Du die Frau von Oskar Lafontaine und selbst Delegierte bei den „Linken“ bist, darfst Du nicht sagen, dass Mütter sich intensiver zu Hause um ihre Kinder kümmern sollten. Es passt nicht in den parteieigenen Diskurs, gehört zum „Unsagbaren“; oder, wenn Du es trotzdem sagst, schließt Du dich aus dem Diskurs aus und einem gernerischen Diskurs an.*

temischen „Wenn-Dann-Beziehungen“ bzw. Constraints sind einer der interessantesten Aspekte jeder Diskursanalyse und letztlich für Foucault auch der Anlass gewesen, eine Diskursanalyse überhaupt erst zu entwerfen.

Ein weiterer innovativer Punkt der Diskursanalyse ist die Untersuchung diskursiver Prozeduren und Prozesse. Diese darf man nicht einfach auf kognitive Prozeduren und Prozesse reduzieren, auch wenn solche hier eine große Rolle spielen können und ebenfalls zum Gegenstandsbereich einer diskursanalytisch motivierten Epistemologie gehören müssten. Gemeint sind ebenso individuenübergreifende Prozesse, die sich als Ergebnis individueninduzierter diskursiver Ereignisse im Raum des Wissen selbst, der Episteme als solcher, vollziehen. Sie haben ihr Fundament letztlich in der Sphäre des Sozialen. Ein gutes Beispiel für solche Prozesse könnten die Entwicklungen diskursiver Topoi sein, wie sie im Forschungsansatz von Martin Wengeler²⁴ in den Blick genommen werden. Eine weitere für das moderne Denken typische Prozessform ist die Tendenz zur Spezialisierung (Aufspaltung, Differenzierung) des Wissens, die – in der frühen Neuzeit einmal in Gang gesetzt – geradezu so etwas wie ein Diskursgenerator (oder Wissensgenerator) mit starker Selbstläufigkeit geworden ist. Ähnliche Diskursgeneratoren lassen sich im theologischen/religiösen Bereich beobachten, mit soeben wieder erneuerter Aktualität.

Für ausgesprochen wichtig (und für eine interessante Aufgabe diskursanalytischer Forschung) halte ich daher die diskursive Überformung, die bereits in kleinsten Details im Prozess der Bildung und Ausdifferenzierung epistemischer (kognitiver) Schemata (bzw. Frames) zu beobachten ist. Im Kontext der Frame-Analyse (Analyse von sog. Wissensrahmen) kommt der Ausbildung von Attributen (oder Aspekten) eine wichtige Rolle zu, weil diese die zentralen Strukturelemente von Frames bzw. Wissensstrukturen darstellen. Gerade der Prozess der Schemadifferenzierung oder Aspektbildung (technisch gesprochen: der Ausbildung neuer Attribute für existierende Frames, die dann selbst wiederum zu neuen Frames mit wiederum neuen Attribut-Konstellationen führen können) ist in hohem Maße durch diskursive Prozesse oder Strukturen beeinflusst, überformt. Ob in einem Frame ein neues, bisher nicht „gesehenes“ (in diesem Kontext, in dieser epistemischen Teilstruktur nicht epistemisch „prozessiertes“, angewendetes) Attribut eingeführt und durch Serienbildung und Ausbildung von Regelmäßigkeiten langfristig epistemisch verankert wird, hängt meist von epistemischen Tendenzen und Relationsbildungen ab, die sehr gut diskursanalytisch erklärt und beschrieben werden können. Es ist dies ein Punkt, wo das „Soziale“ elementar auf das „Wissen“, das „Denken“ und seine „Inhalte“ einwirkt, da die diskursiven Prozesse und Strukturen letztlich immer nur als soziale Prozesse und als aufgrund sozialer Prozesse induzierte Strukturen aufgefasst werden können.

Die diskursive Überformung tritt hier an zwei Punkten auf. Zum einen bei der Frage, genau welche neuen Attribute oder Aspekte in einen vorhandenen Frame, eine vor-

24 Vgl. Wengeler (2003) und (2007).

handene Wissenskonstellation erstmals „eingebaut“ werden (und damit auch der Frage, ob epistemische Aspekte/Elemente eines bestimmten Typs in einem gegebenen Frame eines bestimmten epistemischen Typs überhaupt eingebaut werden können, d. h. der Frage, welche epistemischen Elemente welchen Typs in welche Frames welchen Typs an welchen Positionen – nach Maßgabe der gegebenen Wissensstrukturen, die ja als aufgrund diskursiver Prozesse so geformte Strukturen aufgefasst werden müssen – integriert werden können). Zum anderen wirkt die diskursive Überformung auf die Bildung von Serien und vor allem Regelmäßigkeiten der Vollzugsakte solcher epistemischen Elemente ein, insofern es von diskursiven Tendenzen, Bedingungen und „Constraints“ abhängt oder abhängen kann, welche epistemischen Elemente (oder Konstellationen oder Relationen) überhaupt „serienfähig“ sind, d. h. im gegebenen diskursiven Setting geeignet (oder, wenn man so will, dafür „zugelassen“) sind, Regelmäßigkeiten auszubilden und dadurch auf Dauer gestellt zu werden, d. h. fest in der Episteme einer gegebenen Zeit verankert zu werden.

Diskursanalyse setzt als disziplinen- und methoden-übergreifende Analyseform im Prinzip auf allen potentiellen Gegenstands-Ebenen (Ereignisse, Elemente, Strukturen/Relationen, Constraints, Prozesse/Prozeduren) gleichermaßen an und sollte dies auch mit gleicher Intensität tun. Auf allen Ebenen schlägt sich die Gesellschaftlichkeit des Wissens nieder, formt die Episteme. Während für einen Historiker oder Genealogen das Ereignishafte interessanter sein mag, sollten für eine sozialtheoretisch fundierte Analyse die Strukturen und Relationen wie auch Constraints ein besonderes Interesse wecken. Zwar wird man niemals dahin kommen, das gesamte gesellschaftliche Wissen, oder auch nur einen beachtlichen größeren Ausschnitt davon, in der Gesamtheit seiner Interrelationen deskriptiv zu erfassen. Doch kann es in minimalen Teilausschnitten immer interessant sein, auch einmal eine eher statisch wirkende reine Strukturanalyse vorzunehmen. Für eine nicht-historische Untersuchungsperspektive sind aber nicht nur die einzelnen, historisch in bestimmten Diskursen, Diskursbereichen gegebenen Ereignisse und Elemente der Episteme von Interesse; ihr sollte es stärker auf die Typen und Regularitäten von Ereignissen, Elementen, Relationen und Prozessen ankommen. Gerade darin kann interessantes diskursanalytisches Material stecken. Gerade eine Typenmischung (ein Typenwechsel) kann ein erhebliches diskursives Potential entfalten, wie am Beispiel der sog. „Metaphern“ deutlich gemacht werden kann, deren die Episteme formende Kraft in der Theorie der sog. „Alltagsmetaphorik“ (Lakoff/Johnson u. a.) schon gut untersucht ist. So ist z. B. der Begriff „*Organismus*“ ein epistemischer Elementtyp, der außerhalb der Biologie eigentlich zunächst einmal nichts zu suchen hat. Wenn dieser Begriff zu Anfang des 19. Jhds. in die Sprachwissenschaft übertragen wird (also als Elementtyp umdefiniert, einer neuen epistemischen Funktion zugewiesen wird), dann ist dies eine diskursive Strategie mit epistemologischen Wirkungen, hinter der bestimmte, genau benennbare Ziele und Interessen stehen. Wird ein solcher diskursiver Vorgang regelmäßig genutzt, entsteht eine diskursive Strategie (ein diskursiver Prozesstyp) mit entsprechender Eigendynamik und dadurch erhöhten Ausbreitungschancen. Manche

solcher diskursiven Prozesstypen sind in verschiedenen Wissenschaften benannt und dadurch identifiziert worden, (natürlich ohne schon als diskursive Strategien erkannt worden zu sein). Begriffe wie „Anthropomorphisierung“, „Ontologisierung“, „Deagentivierung“ und andere stehen für diskursive Strategien mit erheblichem epistemischem (bzw. episteme-formendem) Potential. Solche und ähnliche diskursive Prozedur-Typen aufzuspüren, wäre ein lohnendes Ziel für eine allgemeine Diskursanalyse im Rahmen einer sprachfundierten und sozialtheoretisch reflektierten Epistemologie.

5 Sprache, Wissen und Macht

Ich breche die allgemeine Diskussion über das Verhältnis von Sprache, Wissen und Diskursen an dieser Stelle ab und komme abschließend zu einem vieldiskutierten Thema, zu dem der Linguistischen Diskursanalyse, wie ich sie seit über zwanzig Jahren vertrete,²⁵ immer wieder drängende Fragen gestellt wurden: dem Verhältnis von Sprache, Wissen und Macht im Hinblick auf die Zielsetzungen und Aufgabenstellungen einer Diskursanalyse. Zwar bin ich nach wie vor der Meinung, dass die eigentliche wissenschaftliche und philosophische Leistung von Foucault nicht vorrangig in Form von Machtkritik besteht, die sich als solche ja historisch (und, wie man hinzufügen muss: epistemisch) immer in engen Grenzen bewegt und dadurch in ihrer analytischen Reichweite extrem beschränkt ist, sondern darin, grundsätzlich die Macht (und Mächtigkeit) der Diskurse als solche im Spannungsfeld von Denken, Sprache und Wissen erstmals so deutlich beschrieben und erklärt zu haben. In dieser Sichtweise müsste sich der Schwerpunkt der Nutzung der durch Foucault angeregten Erkenntnisse weniger im Bereich der Analyse historisch zufälliger und wechselhafter Macht-Konstellationen und -Strategien bewegen (was nichtsdestotrotz ein lohnendes Ziel historiographisch oder genealogisch ausgerichteter Forschung sein kann, der ja unzweifelhaft Foucaults vorrangige Sympathie galt), als im Bereich einer allgemeinen Epistemologie, die Ereignis-, Struktur- und Prozesstypen gesellschaftlichen, sprachlich geformten Wissens als solche erklärt und zu beschreiben sucht, und damit nicht so sehr nur der in und durch die Diskurse wirkenden historisch zufälligen und wechselhaften Mächte, sondern der Macht der Diskurse selbst, des diskursiv organisierten und gelenkten Wissens als solchem auf die Spur zu kommen versucht.

Beschäftigt man sich mit dem Thema *Macht* bei Foucault näher, so muss man feststellen, dass er hierzu durchaus keine eindeutigen Antworten gibt. Dies hat die durch seine Rezipienten in der sog. „Diskursanalyse“ vertretene einseitige Deutung erleichtert, dass die Kritik der „Macht“ in Hinblick auf Diskurse immer auf konkrete, identifizierbare, historisch benennbare „Mächtige“ ziele. Diese Einschätzung ist zwar nicht vollständig falsch, da sich Foucault in seinen Schriften immer wieder in uneindeutiger

25 Vgl. dazu Busse (1987), Busse/Teubert (1994) und die Aufsätze Busse (2003) ff.

Weise so geäußert hat, dass man seinen Ansatz einseitig in dieser Richtung verstehen könnte. Ich halte eine solche Deutung aber nichtsdestotrotz für eine problematische Banalisierung der foucaultschen Diskursanalyse, die deren analytisches Potential um Längen unterschreitet. Ich möchte die zwei Sichtweisen auf oder von diskursanalytischer Machtanalyse, um deren Anspruch auf jeweiliges Primat es hier geht, folgendermaßen charakterisieren, indem ich auf eine Vorgängertheorie der Diskursanalyse Bezug nehme.

Ein mit der Diskursanalyse nach Foucault vergleichbares epistemologisches Programm, in dem es um die konstitutiven Beziehungen von Sprache, Denken und historischem Wissen geht, hat im deutschen Sprachraum (mit erheblicher internationaler Resonanz) der Historiker Reinhart Koselleck (2006) mit seiner Version der „Begriffsgeschichte“ entworfen. Dass es erhebliche Unterschiede seines Ansatzes zu einer foucaultschen Diskursanalyse gibt, liegt auf der Hand und soll hier nicht interessieren; wichtiger sind die Gemeinsamkeiten zwischen beiden epistemologischen Modellen. Koselleck ging es eigentlich²⁶ um die Geschichte von „Begriffen“ (als, wie man sagen könnte, epistemischen Ordnungselementen) in ihrer Wirksamkeit als quasi historische „Individuen“. Er hat seine berühmte Funktionszuweisung, historische Leitbegriffe nicht nur als „Indikator“, sondern als „Faktor“ historischer Prozesse ernst zu nehmen, in den Vordergrund seiner Analyse gestellt. „Begriffe als historische Individuen“, die eine Entstehung, eine Wirkungsperiode, einen Wirkungsverlust (und damit so etwas wie ein epistemisches „Leben“) haben, machten das Zentrum seines Interesses aus. Man könnte diese Sichtweise, wie ich glaube, sehr gut in eine „genealogische“ Perspektive auf das gesellschaftliche Wissen, wie sie zeitgleich Foucault vertrat, einreihen.

Ich glaube nun weiterhin, dass diese, von Koselleck vertretene individualisierende (und, wie es für einen Historiker nahe liegt, historisierende) Perspektive auf das sprachgestützte gesellschaftliche Wissen in ganz ähnlicher Weise für einige der Interessen gilt, mit denen Foucault die Diskursanalyse verknüpft hat. Schon in „*Lordre du discours*“ redet Foucault in einer Weise, mit solchen Worten über die „Macht“, die hinter den Diskursen (ihren in dieser Schrift vor allem beschriebenen Ausschließungsmechanismen) steht, die starke Parallelen zu der „historisch-individualisierenden“ Sichtweise bei Koselleck hat. Es scheinen trotz allen Bemühens um philosophische Abstraktion immer wieder historische Agenten der Macht durch, die zwar nicht benannt werden, die man aber hinter den diskursiven Mechanismen als Ausführende vermuten darf. Wäre dies das letzte Wort für eine Diskursanalyse im Sinne Foucaults, dann würde er damit – und dann doch anders als Koselleck, der eindeutig strukturbezogen denkt – einem problematischen Instrumentalismus das Wort reden, wie er durch viele Arbeiten der sog. „kritischen Diskursanalyse“ hindurch scheint. Als sei es das vorrangige Ziel Foucaults gewesen, historisch benennbare Individuen oder Gruppen als die Instrumentalisierer und Beherrscher der Diskurse auszuweisen, die es dann natürlich politisch zu bekämpfen gelte. Wollte

26 Wie in seinen viel zitierten Werken nicht ganz so deutlich wurde, sondern erst in Vorträgen in den letzten Jahren seines Lebens zum Vorschein kam.

man Foucaults Diskursanalyse auf eine solche Ebene von historisch eingebundener, ja immer selbst standpunktabhängiger Kritik einzelner historisch identifizierbarer Mächte und Machthaber reduzieren, dann würde man im gleichen Zuge das enorme epistemologische Potential der durch ihn angeregten Diskursanalyse verschenken.

Neben dem individualisierenden, durchaus immer wieder in agentivierender Weise redenden Kritiker der Mächtigen, gibt es bei Foucault aber auch den strukturell, auf viel tiefgreifenderer epistemologischer Ebene redenden und denkenden Epistemologen, für den „Kritik der Macht“ vor allem eine Analyse, Deskription und Kritik derjenigen Macht darstellt, die in der Struktur der Diskurse selbst und in ihren Möglichkeitsbedingungen steckt. Eine solche Perspektive vermeidet instrumentalistische Fehlschlüsse, ohne deshalb schon vorschnell ins Gegenextrem eines harten Determinismus verfallen zu müssen. Da Instrumentalismus eine Bejahung des Subjektbegriffs voraussetzt, zu dem Foucault, auch wenn die plakative Zurechnung der Parole „*Tod des Subjekts*“ seine differenzierte Sichtweise um Längen verfehlt, ja ein zumindest ambivalentes Verhältnis hatte, wäre es schon von daher verfehlt, ihm eine Perspektive von Diskursanalyse, die diesen voraussetzt, als alleinige Position zu unterschieben. Im Gegensatz zu solchen verkürzenden (und, wie ich meine, banalisierenden) Deutungen seines Diskursmodells zeichnet es die diskurstheoretischen Schriften Foucaults gerade aus, dass er stets versucht, zwischen Instrumentalismus und Determinismus die Waage zu halten, und vor allem das Eigengewicht der Diskurse, das man auch als Eigengewicht der Episteme bezeichnen könnte, in Fragen der Macht auf die Menschen hervorzuheben.

Geht man dem hier angesprochenen schwierigen Verhältnis von „Instrumentalismus“ und „Determinismus“ in Fragen der diskursbezogenen Macht auf den Grund, stößt man auf eine erstaunliche begrifflich-theoretische Parallele, die eine weitere Klärung erbringen könnte. Steht der „Instrumentalismus“ (Mächtige nutzen Diskurse und diskursive Mittel/Mechanismen zu ihren Herrschaftszwecken und Machterhalt) für eine „Agentivierung“ im Felde des gesellschaftlichen Wissens (es sind immer Personen, die die Macht ausüben, hinter ihr stehen), so steht der Gegenpol des „Determinismus“ für die Eigenmacht der Diskurse selbst, wobei negiert wird, dass einzelne Menschen hierauf einen nennenswerten Einfluss haben können. Diese polarisierende Dichotomie hat in der Geschichte der Philosophie und der Sprachtheorie eine Parallele in der sich auf die Entstehung der sprachlichen Regeln beziehenden Dichotomie „*von Menschen gemacht*“ und „*von Natur aus*“ (θέσει – thesei vs. φύσει²⁷). Es brauchte zweitausend Jahre und die Entwicklung eines darum als herausragendes Kennzeichen der Moderne erkennbaren sozialtheoretisch reflektierten Denkens, um nachzuweisen, dass dieser Dichotomie ein Fehlschluss zugrunde liegt. Es geht nämlich in Angelegenheiten, die das Soziale betreffen, nicht um den Gegensatz „natürlich“ oder „künstlich“; vielmehr gesellt sich etwas Drittes hinzu, das man als „sozial gewachsen“ benennen könnte. Rudi Keller

27 So die Begriffe in Platons diesen Diskurs eröffnendem *Kratylos*-Dialog.

nannte es in seiner Sprachwandeltheorie²⁸ das „*Phänomen der dritten Art*“. Nicht zufällig bei Adam Smith finden wir es als Phänomen der „*invisible hand*“ (der „*unsichtbaren Hand*“); nicht zufällig, weil die Ökonomie die erste dezidierte Sozialtheorie gewesen ist. Soziale Phänomene sind weder Ergebnis individuellen Wollens und Handelns (sie sind nicht „künstlich“, nicht „von Menschen gemacht“ in dem Sinne, wie eine Teetasse „künstlich“ oder ein Artefakt ist); noch sind sie „natürlich“ (in dem Sinne, wie etwa so etwas wie die Alpen „natürlich“, d. h. dem menschlichen Hervorbringungswillen entzogen sind). Sie sind Ergebnisse solcher sozialen Prozesse, denen zwar jeweils unzählige einzelne Handlungen (Interaktionen) von Individuen zugrunde liegen, und die ohne diese individuellen intentionalen Handlungen schlicht nicht existent wären, die aber als solche (als soziale Prozesse) kein Ergebnis intentionaler Akte als solche sind.

Wenn man also im Kontext der Diskursanalyse und Epistemologie überhaupt von „Determinismus“ reden will, dann ist es ein sozialer Determinismus, d. h. die Prädominanz des Sozialen über das Individuelle in allem, was mit sozialer Interaktion zusammenhängt. Es ist daher kein Zufall, dass die Theorie der „unsichtbaren Hand“ außer in der Ökonomie vor allem in der jüngsten Sprachtheorie (Sprachwandel und Sprachkonventionstheorie) eine große Rolle gespielt hat. Wendet man deren Erkenntnis auf die Diskursanalyse und ihren Aspekt der Machtkritik an, dann wird deutlich, dass diese Machtkritik vor allem eine Analyse und Kritik der sozialen Prozesse sein muss, die zu einer bestimmten Prägung der Episteme, zu bestimmten diskursiven Prozessen, Beschränkungen und Determinismen führen. Es ist dann aber nicht „der Diskurs“ als solcher, dessen Wirken kritisiert werden kann, sondern das Ergebnis einer bestimmten sozialen Struktur, die sich in den Mechanismen und epistemischen Gefügen niederschlägt, die in und durch die Diskurse entstehen und wirksam werden.

In dieser Perspektive ist dasjenige, was wir im Anschluss an Foucault „Diskursanalyse“ zu nennen uns angewöhnt haben, recht eigentlich die Analyse des Sozialen im Grenz- oder Überschneidungsbereich von Denken, Sprache und gesellschaftlichem Wissen. Analysiert man aber das Soziale in Termini von „Macht“ und „Machtkritik“, dann kann es zunächst nur eine Analyse der Macht der Strukturen selbst sein. Diese Macht der Strukturen steht in einer nur schwer zu identifizierenden Beziehung zu den Intentionen und Interessen konkreter, soziologisch und historisch identifizierbarer gesellschaftlicher Gruppen und ihrer Angehörigen. Einzelhandlungen formieren sich zu „Aktivitäten“ und Wirkungen gesellschaftlicher Gruppen und diese petrifizieren sich zu festen sozialen Strukturen, Institutionen mit manchmal jahrhundertelanger Existenz und Dominanz. Dass Foucault bei seiner Diskursanalyse eher an solche fest gefügten sozialen Strukturen, hier immer als Strukturen des Wissens gemeint, gedacht hat und weniger an kurzlebige und individualisierbare Machtinteressen, wird schon aus seiner methodologischen Forderung deutlich, dass man sinnvolle Diskursanalyse eigentlich nur mit einem zeitlichen Abstand von mindestens einhundert Jahren durchführen könne.

28 Keller (1990).

Diskursanalyse als Analyse der historisch identifizierbaren, soziologisch einschätzbaren sozialen Bedingtheit des sprachlich vermittelten und konstituierten gesellschaftlichen Wissens und Denkens analysiert mithin immer schon von ihrem Grunde her die Macht, die sozial gewachsene Strukturen in allen Bereichen, in denen wir von solchen reden können, auf die einzelnen Individuen und die gesellschaftlichen Verhältnisse haben. Die auf das Soziale zielende Strukturanalyse und sowie die Machtanalyse wären so gesehen nur zwei verschiedene Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache. Neu wäre vor allem, dass eine solche, im Sozialen (und damit notwendig sozialtheoretisch) fundierte Analyse in einem Bereich stattfindet, in dem eine solche Perspektive viele Jahrhunderte lang nicht zur Anwendung kam, nämlich dem Bereich von Wissen, Sprache, Denken. Es ist tatsächlich die von Foucault und anderen „Poststrukturalisten“ aufs Korn genommene Subjekt-Überhöhung (in den letzten zweihundert Jahren verbunden mit kulturellen Phänomenen wie dem „Geniegedanken“), die lange Zeit dafür verantwortlich war, dass die prägende Kraft des Sozialen im Bereich der Episteme lange nicht so recht gesehen wurde. Es wäre daher an der Zeit, eine Epistemologie (und Diskursanalyse) als Teil einer Sozialtheorie (oder präziser: einer sozialtheoretisch fundierten Forschung und Modellbildung) vollends und im Bewusstsein dieser Zuordnung (und der aus dieser zu ziehenden theoretischen und methodischen Konsequenzen) zu entwickeln.

Eine strukturelle Machtkritik wäre dann solcherart, dass der in ihrer Bezeichnung enthaltene Terminus „Kritik“ eher so verwendet wird wie in einem Begriff wie „Erkenntniskritik“. In der Tat ist es der Erkenntniskritiker und Erkenntnistheoretiker Foucault, von dem wir die wichtigsten Anregungen bezogen haben (weniger der politisch interessierte Zeitgenosse und Kritiker aktueller politischer Verhältnisse, die teilweise ja kurzlebigen historischen Wandlungen unterliegen können – d. h. der Vertreter einer „Kritik“, die, wie es sein persönliches Engagement zeigt, ja durchaus starken individuengeschichtlichen Schwankungen unterliegen kann). Und es ist vermutlich kein Zufall, dass gerade der Erkenntniskritiker Foucault diese Kritik in Form einer Kritik der Episteme und der sie beeinflussenden Faktoren entfaltet hat als Diskursanalyse im epistemologischen Sinne. Eine solche, grundsätzliche Perspektive auf Diskursanalyse als Machtkritik, als Analyse und kritische Beschreibung der auf die Episteme wirkenden diskursiven Prozesse und Mechanismen, schließt die zweite erwähnte Form von diskursanalytisch gestützter Machtkritik ja nicht aus. Insofern es sich dabei aber um die Kritik individualisierter und personalisierter und damit historisch gebundener gesellschaftlicher Verhältnisse handelt, wäre diese Kritik eher Ausweis persönlichen politischen Engagements, und damit außerhalb der Sphäre analytischer Erkenntnis gegebener Strukturen angesiedelt. Man sollte daher in diesem Falle statt von einer „machtkritischen Diskursanalyse“ vielleicht besser von einer Nutzung der Diskursanalyse für außer ihr liegende Zwecke der politischen Kritik sprechen. Als solche ist sie ebenso zulässig wie die linguistisch begründete Sprachkritik, die ihr *Movens* ebenfalls außerhalb der Sphäre wissenschaftlicher Erkenntnis hat.

Eine epistemologisch orientierte Diskursanalyse im Spannungsfeld von Sprache, Denken und gesellschaftlichem Wissen wird sich aber eher den grundlegenden Strukturen zuwenden, die das Denken als gesellschaftliches Denken, das Reden und Schreiben als gesellschaftlich geprägtes Reden und Schreiben, das Wissen als gesellschaftliches Wissen prägen und strukturieren. In diesem Forschungsfeld ist, da es sich dabei letztlich immer um so etwas wie eine Ethnologie der eigenen Kultur handelt, die Analyse von Dominanzverhältnissen und damit struktureller wie auch historisch identifizierbarer Macht immer inbegriffen. Eine Diskursanalyse, eine Wissenssoziologie, eine linguistisch fundierte Epistemologie ist mit dem Aspekt „Macht“ daher immer von allem Anfang her engstens verflochten.

Literatur

- Barsalou, Lawrence W. (1992): Frames, concepts, and conceptual fields. In: Lehrer/Kittay (Hrsg.) (1992): 21–74
- Bartlett, Frederick C. (1932): *Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge: Cambridge University Press
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer
- Busse, Dietrich (1987): *Historische Semantik*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Busse, Dietrich (1997): Das Eigene und das Fremde. Zu Funktion und Wirkung einer diskurssemantischen Grundfigur. In: Jung/Wengeler/Böke (Hrsg.) (1997): 17–35
- Busse, Dietrich (2000): *Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens*. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht*, Heft 86, 31. Jg., 2000: 39–53
- Busse, Dietrich (2003a): Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie. In: Dutt (Hrsg.) (2003): 17–38
- Busse, Dietrich (2003b): *Historische Diskursanalyse in der Sprachgermanistik – Versuch einer Zwischenbilanz und Ortsbestimmung*. In: Wengeler (Hrsg.) (2003): 8–19
- Busse, Dietrich (2005): *Architekturen des Wissens. Zum Zusammenhang von Semantik und Epistemologie*. In: Müller/Weigel (Hrsg.) (2005): 843–857
- Busse, Dietrich (2006): *Text – Sprache – Wissen. Perspektiven einer linguistischen Epistemologie als Beitrag zur Historischen Semantik*. In: *Scientia Poetica 10, 2006*. (Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften, Hrsg. v. Danneberg, L./Schmidt-Biggemann, W./Thomé, H./Vollhardt, F.) Berlin/New York: de Gruyter 2006: 101–137
- Busse, Dietrich (2007): *Diskurslinguistik als Kontextualisierung: Methodische Kriterien. Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens*. In: Warnke (Hrsg.) (2007): 81–105
- Busse, Dietrich (2008a): *Linguistische Epistemologie. Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik*. In: Kämper/Eichinger (Hrsg.) (2008): 73–114
- Busse, Dietrich (2008b): *Diskurslinguistik als Epistemologie. Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand linguistischer Forschung*. In: Warnke/Spitzmüller (Hrsg.) (2008): 57–88

- Busse, Dietrich (2008c): Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Linguistische Epistemologie. Bemerkungen zu den theoretischen und methodischen Grundlagen einer Historischen Semantik in philosophischem Interesse anlässlich einer Philosophie der Person. In: Haardt/Plotnikov (Hrsg.) (2008): 113–139
- Busse, Dietrich (2012): Frame-Semantik. Ein Kompendium. Berlin/Boston.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse/Hermanns/Teubert (Hrsg.) (1994): 10–28
- Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hrsg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Dutt, Carsten (Hrsg.) (2003): Herausforderungen der Begriffsgeschichte. Heidelberg: Winter
- Fillmore, Charles J. (1977): Scenes and Frames Semantics. In: Zampolli (Hrsg.) (2007): 55–81
- Fillmore, Charles J. (1982): Frame Semantics. In: The Linguistic Society of Korea (Hrsg.) (1982): 111–137
- Foucault, Michel (1966a): *Le mots et les choses*. Paris: Gallimard (Dt.: *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971)
- Foucault, Michel (1966b): *Entretien: Michel Foucault, ‚les mots et les choses‘*. In: *Les lettres françaises* 1125. (Dt. In: Reif (1973): 147–156)
- Foucault, Michel (1969): *L'archéologie du savoir*. Paris. (Dt.: *Die Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973)
- Foucault, Michel (1971): *Lordre du discours*. Paris. (Dt.: *Die Ordnung des Diskurses*. München: Carl Hanser Verlag 1974)
- Haardt, Alexander/Plotnikov, Nikolaj (Hrsg.) (2008): *Der Diskurs der Personalität: Philosophische Begriffe im interkulturellen Umfeld*. München: Fink
- Jung, Matthias/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hrsg.) (1997): *Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag*. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig (Hrsg.) (2008): *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung. (= Jahrbuch 2007 des Instituts für deutsche Sprache)*, Berlin/New York: de Gruyter
- Keller, Rudi (1990): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen: UTB
- Koselleck, Reinhart (2006): *Begriffsgeschichten: Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Mit zwei Beiträgen von Ulrike Spree und Willibald Steinmetz sowie einem Nachwort zu Einleitungsfragmenten Reinhart Kosellecks von Carsten Dutt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Lakoff, George/Johnson, Mark (2004): *Metaphors We Live By*. University of Chicago Press 1980. (Deutsch: *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg: Carl-Auer Heidelberg
- Lehrer Adrienne/Kittay, Eva. F. (Hrsg.) (1992): *Frames Fields and Contrasts*. Hillsdale, N.J.: Erlbaum
- Lewis, David K. (1969): *Convention: A Philosophical Study*. Cambridge Mass: Harvard University Press (Dt.: *Konventionen. Eine Sprachphilosophische Abhandlung*. Berlin/New York: de Gruyter 1975.)
- Mead, George Herbert (1934): *Mind, Self and Society*. Chicago. (Dt.: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1968)
- Müller, Ernst/Weigel, Sigrid (Hrsg.) (2005): *Begriffsgeschichte im Umbruch. (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft 2004)*, Hamburg: Felix Meiner

- Pêcheux, Michel (1975): *Les vérités de la Palice*. Paris: Maspero
- Pêcheux, Michel (1983): Über die Rolle des Gedächtnisses als interdiskursives Material. Ein Forschungsprojekt im Rahmen der Diskursanalyse und Archivlektüre. In: Geier/Woetzel (Hrsg.) (1983): *Das Subjekt des Diskurses. Beiträge zur sprachlichen Bildung von Subjektivität und Intersubjektivität*. (Argument-Sonderband 98) Berlin: Argument: 50–58
- Reif, Adelbert (Hrsg.) (1973): *Antworten der Strukturalisten: Roland Barthes, Michel Foucault, Francois Jacob, Roman Jakobson, Claude Levi-Strauss*. Hamburg: Hoffmann und Campe
- Saussure, Ferdinand de (1967): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin: de Gruyter
- The Linguistic Society of Korea (Hrsg.) (1982): *Linguistics in the Morning Calm*. Seoul: Hanshin Publishing Corp.
- Warnke, Ingo (Hrsg.) (2007): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. (= Linguistik – Impulse und Tendenzen 25) Berlin/New York: de Gruyter
- Warnke, Ingo/Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.) (2008): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin/New York: de Gruyter. Berlin/New York: de Gruyter
- Wengeler, Martin (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*. Tübingen: Niemeyer (= Reihe Germanistische Linguistik 244)
- Wengeler, Martin (Hrsg.) (2003): *Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels*. (= Germanistische Linguistik 169–170) Hildesheim u. a.: Olms
- Wengeler, Martin (Hrsg.) (2006): *Sprachgeschichte als Zeitgeschichte. Konzepte, Methoden und Forschungsergebnisse der Düsseldorfer Sprachgeschichtsschreibung für die Zeit nach 1945*. (= Germanistische Linguistik), Hildesheim/New York: Olms
- Wengeler, Martin (2007): *Topos und Diskurs. Möglichkeiten und Grenzen der topologischen Analyse gesellschaftlicher Debatten*. In: Warnke (Hrsg.) (2007): 165–186.
- Warnke, Ingo (Hrsg.) (2007): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin/New York: de Gruyter: 165–186
- Ziem, Alexander (2006a): *Begriffe, Topoi, Wissensrahmen: Perspektiven einer semantischen Analyse gesellschaftlichen Wissens*. In: Wengeler (Hrsg.) (2006): 315–348
- Ziem, Alexander (2006b): *Frame-Semantik und Diskursanalyse. Zur Verwandtschaft zweier Wissensanalysen*. Paper für die Konferenz *Diskursanalyse in Deutschland und Frankreich. Aktuelle Tendenzen in den Sozial- und Sprachwissenschaften*. 30. Juni–2. Juli, Paris: Université Val-de-Marne
- Ziem, Alexander (2007): *Diskurse, kollektive Wissenssysteme und Frames als Formen der Sprachkritik*. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur*
- Alexander Ziem (2008). *Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz (Sprache und Wissen 2)*. Berlin/New York: De Gruyter
- Zampolli, Antonio (Hrsg.) (2007): *Linguistic Structure Processing*. Amsterdam: North Holland Publishing Company

